

Andrew Greeley

## Redaktionelle Zusammenfassung

Dieses Heft über *Religionssoziologie* hat einen eigenartigen Aufbau. Zuerst legen wir die empirischen Gegebenheiten vor: eine Reihe von Aufsätzen mit soziologischem Material und Kommentar oder zumindest persönlichen Erfahrungen. Dann fasse ich die soziologischen Daten zusammen und richte einige Fragen an theologische Autoren. Nach ihren Aufsätzen antwortet Gregory Baum in einem Schlußkommentar des Redaktionskomitees. Leider war es einfach nicht möglich, die soziologischen «Input»-Aufsätze den theologischen Kommentatoren zur Verfügung zu stellen, bevor sie ihre Aufsätze schrieben. Darum hatten die beiden Herausgeber, als sie den Autoren der für die zweite Hälfte des Heftes vorgesehenen Aufsätze ihr Thema zuwies, vorher anzugeben, was die Autoren der Aufsätze in dessen erster Hälfte sagen würden. Dieses Vorgehen scheint erfolgreich gewesen zu sein: zwischen der «Daseinssituation» auf der einen Seite und ihrer «christlichen Erhellung» auf der anderen Seite besteht eine «Korrelation». Die verzwickten Komplexitäten, der Reichtum, die Vielfalt und die Gefahren der ethnischen Verschiedenheit scheinen von den christlichen Glaubensinhalten, die von Anderson, Murphy, Vawter, Shea und Tracy analysiert werden, erhellt worden zu sein.

Man braucht in diesem Stadium der Wiederentdeckung des Ethnischen in der westlichen Welt wohl kaum zu bemerken, wie erstaunlich es ist, daß in unserer westlichen Gesellschaft, von der man doch annimmt, daß sie universalistisch, rationalistisch und leistungsorientiert sei, sich die «Urbindungen» (Clifford Geertz) und «Stammesidole» (Harold Isaacs) noch am Leben erhalten haben. Die erste internationale Konferenz über dieses Thema, der die Fordstiftung zu Gervatter stand und die von Daniel P. Moynihan und Nathan Glazer präsiert wurde (ihr Buch «Ethnicity» ist der Berichtsband darüber), ist ein genügender Hinweis darauf, daß der ethnische Faktor nicht nur in so klar ethnisch pluralistischen Gesellschaften wie den Vereinigten Staaten und Kanada von Bedeutung ist, sondern auch in Ländern, die man für homogen geworden hält wie Frankreich, Spanien, Deutschland und Großbritannien.

Doch scheinen drei weitere Themen die Aufsätze im ersten Teil dieses Heftes zu durchziehen:

1. Die Anziehungskraft des ethnischen Erbes: de Verteuil, Charles und Harvey sind stolz auf ihre trinidadische Kultur. Die polnischen Emigranten, die Morawska beschreibt, schämen sich nicht, Polen zu sein. Eileen, die Tochter von Mary Durkin, erblickt keinen Gegensatz zwischen dem Amerikanersein und dem Iresein, und auch ihre Mutter nicht. Unter den von den Connors geschilderten Europäern besteht sicherlich wenig Schuldbewußtsein, wenn sie auf ihren Ursprung stolz sind, und man braucht wohl kaum zu bemerken, daß sich die Frankokanadier nicht schämen, Franzosen und Kanadier zu sein. Wenn man die folgenden theologischen Aufsätze ansieht, wird man ferner feststellen, daß so scharfsinnige Theologen wie Tracy und Shea starke Sympathien für ihren irischen Kulturhintergrund haben. Mit anderen Worten: nicht nur hat die Ethnizität weitergelebt, sie ist selbst unter der Intelligenzija am Leben geblieben. Sogar weltkluge Gelehrte sehnen sich nicht nur nach ihren Traditionen zurück; sie sind sogar fähig, in diesen Traditionen Elemente zu erblicken, die der heutigen Welt immer noch etwas Wichtiges zu bieten haben. Die Ethnizität ist zweifellos eine gewaltige Kraft, und diese ihre Kraft scheint zum Teil aus dem Stolz zu stammen, der aus der Anziehungskraft der eigenen völkischen Überlieferung erwächst.

2. Die Ethnizität ist eine schrecklich ambivalente Dimension des menschlichen Lebens, wie Harold Isaacs bemerkt hat. Sie bereichert die menschliche Kultur, führt aber auch zu Gewalttätigkeit und Tod – um die zwanzig Millionen Menschen starben, wie das Hudson Institut errechnet hat, seit 1945 in Völkerkämpfen. In Trinidad, Französisch-Kanada, Nordirland und den Vereinigten Staaten (um nur die Länder zu nennen, von denen in den vorausgehenden Aufsätzen ausdrücklich die Rede ist) bestehen Spannungen, die jederzeit zu Explosionen führen könnten. Ethnisch heterogene Gesellschaften, ob sie nun klein sind wie Trinidad oder groß wie die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion, bleiben nur deshalb bestehen, weil ihre Vorsteher es außerordentlich geschickt zustandebringen, ethnische Dynamismen in konstruktive oder wenigstens harmlose Richtungen zu lenken. Die Ethnizität ist nicht nur gewaltig attraktiv, sondern auch potentiell gewaltig destruktiv.

3. Schließlich ist es klar, daß die völkische Verschiedenheit offensiv ist. Die Anglokanadier sehen die Frankokanadier als etwas anderes und irgendwie inferior an. Viele Amerikaner halten die polnischen Emigranten und ihre Kinder und Großkinder für andersartig und deswegen inferior. Viele der Weißen, die einst das Leben in Trinidad bestimmten, sind immer noch überzeugt, daß die Schwarzen, weil anders, auch min-

derwertig seien. Frau Durkin scheint ihr irisches Erbe gegenüber den Amerikanern, die darauf bestehen, daß sie es aufgebe, in Schutz nehmen zu müssen. Der Preis dafür, daß man in einer Gesellschaft von der tonangebenden Gruppe akzeptiert wird, ist also oft der, daß man sein Erbe aufgeben muß. «Warum können *sie* nicht wie *wir* sein?» ist, wenn nicht eine Frage, die Menschen ganz allgemein stellen, so doch eine Versuchung, welche die Menschen ganz allgemein befällt. Wer anders ist, ist verdächtig, inferior und womöglich gefährlich. Wir müssen sie packen, bevor sie uns packen.

Die Homogenisierung scheint nicht prinzipiell ein unrealistisches Ansinnen zu sein. Wenn du ein guter Kanadier sein willst, werde ein guter Engländer; wenn du ein Amerikaner sein willst, werde ein guter Angelsachse; wenn du ein Trinidadier sein willst, werde (wenigstens kulturell) ein guter Weißer. Wie kann man eine geeinte Gesellschaft haben, wenn man nicht eine gemeinsame Kultur hat, aus der die möglicherweise spaltenden Partikularismen ausgemerzt worden sind? Dies scheint eine ganz vernünftige Frage zu sein.

Und doch, sobald die Frage aufgeworfen wird, ersieht man, wie widersinnig sie ist. Warum sollte ich werden, wie du bist? Warum solltest nicht umgekehrt du werden, wie ich bin? Was ist an deinem Erbe, das es kostbarer machen könnte als das meine? Warum kann ich nicht ein Amerikaner und Ire, ein Kanadier und Franzose oder ein Trinidadier und Indio zugleich sein? Warum soll ich das Opfer bringen und nicht du? Weil du reicher, mächtiger bist oder vor mir hier warst? Es tut mir leid, aber das hat nichts zu sagen.

Der Aufruf zum Universalismus, wie vernünftig er auch sein mag, wird hinfällig angesichts der menschlichen Grundwahrheit, daß wir alle Erzeugnisse unserer Vergangenheiten sind, und diese Vergangenheiten sind verschieden. In menschlichen Gesellschaften kommt Einheit nicht durch Homogenisierung, sondern durch die Integrierung der Verschiedenheit zustande, und das Konfliktpotential, das der Verschiedenheit innewohnt, wird nicht verringert, indem man diese Verschiedenheit entweder übersieht oder austilgt, sondern indem man eine pluralistische Integration erleichtert. Eine Homogenisierung mag sauber, einfach und theoretisch leicht sein, während eine pluralistische Integra-

tion schwierig, verwickelt, unsauber, verwirrend ist und für Menschen, die ihre Welt einfach haben möchten, eine endlose Bedrohung darstellt. Und doch scheinen trotz aller moralistischen, selbstgerechten philosophischen Aussagen über die Notwendigkeit, die Unterschiede zwischen uns abzubauen, die Menschen nicht gewillt zu sein, diesen Ratschlag zu befolgen. Pluralistische Integration der Andersartigkeit ist nicht bloß eine Alternative zur Homogenisierung, sondern die einzig gültige Antwort auf die Grundgegebenheit der menschlichen Verschiedenheit. Unser Zusammenleben als unterschiedliche Personen kommt nicht dadurch zustande, daß wir unsere Verschiedenheiten ausmerzen oder verleugnen, nicht dadurch, daß wir uns über sie streiten, sondern dadurch, daß wir lernen, sie zu tolerieren, zu respektieren, ja vielleicht sogar an ihnen Freude zu haben.

Der mittlerweile verstorbene Lloyd Fallers – einer der wenigen Heiligen, die ich in meinem Leben kennengelernt habe – pflegte unsere Seminarien über den Pluralismus am Nationalen Meinungsforschungszentrum zu besuchen. Er bemerkte einmal zu mir, es sei auffallend, wieviel in den Seminarien gelacht werde. «Haben Sie sich schon einmal die Frage gestellt, warum jedermann so oft lacht?», sagte er eines Tages. Ich machte irgendeine dumme Bemerkung, dies müsse wohl etwas mit meinem eigenen Humor zu tun haben. Tom (wie wir ihn nannten) lächelte. «Gut, auch dies mag der Fall sein; aber sehen Sie, in Ihrem Seminar diskutieren Professoren und Studenten über etwas, was für ihr Leben äußerst wichtig ist, was sie ganz nahe angeht, wovor Sie Ehrfurcht und Respekt haben. Entweder lachen sie über die Unterschiede, die im Raum bestehen, um die Spannung zu erleichtern, oder sie streiten sich über sie. Ethnizität ist nicht etwas Neutrales; entweder freut man sich und lacht man über sie, oder man streitet sich über sie.»

Es ist anzunehmen, daß der Herrgott, der die Welt in unbekümmerter Mißachtung der Einerleiheit erschuf, seine Gründe hatte, seine Schöpfung verschiedenartig zu gestalten. Es scheint nun an der Zeit, uns an unsere theologischen Kollegen zu wenden und ihnen die Frage zu stellen: «Wieso kam es dazu?»

Übersetzt von Dr. August Berz